

Zweitspracherwerb und Herausbildung der Gemeinsprache - Petrus Canisius und das Deutsche seiner Zeit

Walter Haas, Freiburg (Schweiz)

"Deutsch" im 16. Jahrhundert

Mit seinem *Teutschen Syllabierbüchlein* von 1593¹ will der Notar Sebastian Helber aus Freiburg im Breisgau die Kunst lehren, *gedruckte Hochteütsche sprach* zu lesen. Zu den Problemen seiner Schüler gehörte die Verschiedenheit der Druckersprachen, aber diese Schwierigkeit war ihm noch so selbstverständlich wie der Wechsel der Jahreszeiten. Helber unterscheidet vier deutlich voneinander abgesetzte deutsche *Sprachen*: Hochdeutsch, Niederländisch, Ripuarisch und Niederdeutsch, und innerhalb des Hochdeutschen drei näher verwandte *Weisen zu drucken*.² Seine Darstellung lässt sich folgendermassen in ein Schema bringen:

[Hier Schema einfügen]

Helbers Systematik entspricht recht gut den Ausführungen moderner Sprachgeschichten. Allerdings wagte es heute niemand mehr, das Niederländische zum Deutschen zu rechnen, aber für die damalige Zeit ist Helbers Darstellung mentalitätsgeschichtlich richtiger.³ Voraussetzung solcher Unbekümmertheit ist jedoch die selbstverständliche Anerkennung aller *Teütschen Sprachen* als sprachverwandte und gleichberechtigte Idiome in einem Varietätenkontinuum. Den gleichen Gedanken findet man bei vielen Zeitgenossen, etwa auch beim Luzerner Stadtschreiber Renward Cysat (um 1590):

Nun aber hatt jede prouintz Germaniae syn vnderschydenliche sprach, allso dz man den nächsten [= ganz genau] den vnderscheyd was prouintz jeder sye mercken kan, vnd jst doch alles tütsch: Alls helvetisch oder schwytyzerisch sampt den nächsten nachpurten, anstossenden landen alls Schwaben, Peyern vnd andern bis wytt hinab dem Ryn nach gegen Cöllen zuo, da mans anfacht niderländisch namsen, da man sich noch wol mitt nidertütsch oder ein andern der sprach halb verstan kan. Aber dafürhin, da Nyderland, Holland, Seeland, Braband, Friessland, Thüringen, Saxen, Mychsen, Schlesien, die Seestett vnd andre meer anhebent, die glychwol alle sich der tütschen sprach rüemendt, da hatt es dannocht sin vnderscheid vnd verstat man sich vmb etwas, doch gar kümmerlich vnd nit vollkommenlich.⁴

Helbers Darstellung ist allerdings konservativ und gilt eher für den Beginn als für das Ende des 16. Jahrhunderts, seine Schüler mussten ja auch mit der älteren Literatur zu Rande kommen. In Tat und Wahrheit waren sich aber bis zu Helbers Zeit die deutschen Druckersprachen infolge "radikaler und rapider Umbrüche"⁵ linguistisch ähnlicher geworden, und an einigen Orten war die lokale Druckersprache aufgegeben worden - auch die prinzipielle Gleichberechtigung der Varietäten war also ins Wanken geraten.

Vielleicht hatten die Eidgenossen um 1590 noch eine eigene *Weise*, das Deutsche zu drucken, aber sicher keine besondere *Teütsche Sprache* mehr⁶, andere *Teütsche Sprachen*, wie etwa das Cölnische, waren ganz aus dem Druck verschwunden.⁷

Diese Veränderungen fügen sich ein in den Prozess der Herausbildung der neuhochdeutschen Gemeinsprache, und in diesen epochalen Rahmen möchte ich meine Ausführungen stellen. Aber es interessiert mich zunächst wenig Epochales – nämlich die Frage, wie ein Mensch des 16. Jahrhunderts mit der Vielfalt der Varietäten "seiner" Sprache umgegangen ist. Die damalige Sprachsituation versetzte die Gebildeten in einen lebenslangen Sprachlernprozess, und ich möchte zeigen, dass die Entstehung der Gemeinsprache konkreter verstanden werden könnte, wenn man wüsste, wie jene Lerner ihre Aufgabe bewältigt haben.

Ich will mein Thema stockphilologisch angehen, über die Analyse *eines Textes eines Schreibers*. Dahinter steckt die Hoffnung, dass sich in der Sprachproduktion der Sprecher/Schreiber die Spuren ihres lernenden Umgangs mit den Varietäten ihrer Zeit auffinden lassen. Als Korpus wähle ich einen Brief des heiligen Petrus Canisius, des ersten Provinzials der Oberdeutschen Jesuitenprovinz und einer der wichtigsten Figuren der Gegenreformation. Canisius wurde 1521 im holländischen Nijmegen geboren, studierte in Köln und wirkte als Universitätslehrer, Hofprediger, Kirchenpolitiker und Publizist in Wien, München, Ingolstadt, Augsburg – und auf endlosen Reisen. 1580 wurde er nach Freiburg in der Schweiz versetzt, wo er 1597 starb.⁸

Sein Lebensweg hat Canisius quer durch das gesamte *teütsche* Sprachgebiet im Sinne Helbers und hinüber zu den Eidgenossen geführt. Seine Muttersprache, die Nijmegener Stadtsprache, gehört zu einer die Staatsgrenzen missachtenden Dialektgruppe zwischen Brabantisch, Geldnerisch, Westfälisch und Niederrheinisch, über deren Abgrenzung und Benennung die Dialektologen streiten⁹; Jan Gossens hat es als erster gewagt, sie unter der Bezeichnung "Kleverländisch" zusammenzufassen¹⁰; diesem Vorschlag werde ich folgen, wenn ich die Sprechsprache von Canisius meine. Daneben beherrschte er natürlich auch eine geschriebene Form der regionalen Volkssprache, die in frühen Familienbriefen bezeugt ist.¹¹ *Flämmisch oder Brabantisch* hätte Helber diese Varietät genannt, weil es sich um einen nach den alten niederländischen Normzentren ausgerichteten Schreibdialekt handelte; die heutige Sprachgeschichte würde "Geldrisch"¹² vorziehen, um damit sowohl den verschiedenen *Weisen zu schreiben* innerhalb des Niederländischen wie auch einer gewissen Abgrenzung gegenüber der Schreibsprache der "deutschen" Grafschaft Kleve Rechnung zu tragen.¹³

Als Student in Köln konnte Canisius fast alle Druckersprachen des Deutschen Reichs kennenlernen, erschienen dort doch Drucke in vielerlei *Teütsch*, sogar in der gleichen Offizin.¹⁴ Mit einer ältern Stufe des Ripuarischen wurde er konfrontiert, als er 1543

eine Ausgabe der Werke Johannes Taulers veranstaltete¹⁵; die westmitteldeutsche Sprachform der Edition, die auch ripuarische Merkmale zeigt, stammt aber zweifellos vom Drucker, denn ein hochdeutscher Familienbrief des Canisius zeigt noch 1553 starke niederländische Interferenzen.¹⁶ Die Jahre im Umkreise der Höfe der Wittelsbacher und der Habsburger gaben Canisius dann reichlich Gelegenheit, sein Hochdeutsch zu verbessern. Allerdings blieb die wichtigste Sprache für ihn zeitlebens das Lateinische; das Deutsche spielte vor allem in seinen Predigten eine Rolle, die er aber im wesentlichen lateinisch konzipiert hat. Erst in der Schweiz begann er in grösserem Umfang deutsch zu publizieren, doch wurden die Druckvorlagen von einem Sekretär nach Diktat hergestellt.¹⁷

Die "moderne" Schreibsprache des Canisius

Am 16. Juni 1583 schrieb Canisius aus Freiburg in der Schweiz an seine Halbbrüder in Nijmegen, die damals ihrer katholischen Konfession wegen einiges zu erdulden hatten. Der Brief ist eines der wenigen erhaltenen eigenhändigen Schreiben des Heiligen in deutscher Sprache.¹⁸ Dass Canisius sich wie schon 1553 in einer "fremden" Schreibsprache an seine nächsten Verwandten richtete, kommt nur uns seltsam vor, für ihn handelte es sich um eine der *Teütschen Sprachen*, und zwar um jene, die ihm nach Jahrzehnten in Oberdeutschland die natürlichste geworden war; aufgrund der damaligen Schriftsprachverhältnisse musste er kaum fürchten, dass seine Brüder ihn der sprachlichen Illoyalität zeihen würden.¹⁹ Und so sieht sein Hochdeutsch aus:

Also halt ichs auch für große sonderliche hertzliche freude, danck auch billich darumb dem almechtigen Gott, das ihr zur diser zeit des grossen abfals in der erkanten Christenlichen vnd Catholischen warheit dermassen wandlet, das ewer glaub vnd gedult auch bey den frembden gerhümet, vnd ewere dapffere bestendigkeit weit zu Gottes lob außbreitet wirdt.
(1,5ff.)

Heutige Leser und Leserinnen werden diese Sprache intuitiv als modern empfinden; in auffälligem Gegensatz zur Notiz Cysats lässt sie kaum erkennen, dass sie vor mehr als vierhundert Jahren aufs Papier gebracht worden ist. Worauf beruht dieser Eindruck?

1. Der *Wortschatz* des Canisius bereitet weder Verständnisprobleme noch mutet er ungewöhnlich an, bei Cysat ist das anders (vgl. bei ihm etwa *den nächsten* 'ganz genau', *der sprach halb verstan*).
2. Die *Graphie* des Canisius erscheint etwas auffälliger, weil heutige Leser sich hier an strenge Regelungen gewöhnt sind. Aber schon ein flüchtiger Vergleich mit Cysat zeigt, dass der Jesuit mehr Schreibweisen verwendet, die sich bis in die heutige Orthographie fortsetzen.
3. Die Buchstaben des Canisius-Briefs reflektieren alle Lautklassen, deren Kombination wir heute als typisch für das Neuhochdeutsche ansehen. So kennt Canisius im Unterschied zu

Cysat die nhd. Diphthonge *zeit*, *ewer*, *auß* genauso wie die nhd. Monophthonge: *auffrur* (2,39 < mhd. *ûfruor*), *gerhumet* (1,8 < mhd. *gerüemet*), im Falle von /i:/ verraten Doppelschreibungen wie *frid* (1,1) neben *frieden* (3,40) die monophthongische Geltung des Digraphen. Cysat dagegen kennt weder die Diphthonge (*schwytzerisch*, *tütsch*, *nachpurten*) noch die Monophthonge (*Friessland*, *zuo*, *rüemendt*). Dass der Niederländer auch die Lautverschiebung in ihrem nhd. Stand beherrscht, ist selbstverständlich.

4. "Modern" erscheint auch die Syntax von Canisius, deren Prinzip mündliche Reihung, nicht literarische Schachtelung ist. Cysat schreibt viel "geschraubter", schriftlicher eben, was besonders für Schweizer betont werden muss, die sich von seiner Lautung, die den schweizerdeutschen Dialekten nahe steht, dazu verführen lassen könnten, solche Sprache für Mundart zu nehmen. Schon diese flüchtige Analyse bestätigt den spontanen Eindruck: Zwar gibt es auch bei Canisius Altertümliches und Exotisches, aber seine Schriftsprache weicht weniger vom heutigen Deutsch ab, als ein Grossteil der zeitgleichen Texte. Dieser Niederländer scheint nicht nur gut deutsch gelernt zu haben, sondern sogar eine Art Zukunftsdeutsch – "Deutsch 2000" sozusagen. So formuliert ist das natürlich absurd. Wenn wir sagen würden, er verwende in überdurchschnittlich vielen Fällen jene Varianten, die noch heute Bestandteil des Hochdeutschen sind, dann klingt die Aussage vernünftiger – wenn auch kaum verständlicher, da ja kein Schreiber seine Variantenwahlen teleologisch auf das moderne Deutsch hin ausrichten konnte.

Wie hat Canisius Hochdeutsch gelernt?

Fragen wir uns deshalb zunächst, wie Canisius sein Hochdeutsch gelernt haben könnte. Ich behaupte, er hat es gar nicht gelernt – wenn wir unter *lernen* einen L2-Erwerb im üblichen Sinn verstehen. Er war als Sprecher einer *teütschen* Sprache nicht auf ein so aufwendiges Erwerben einer andern *teütschen* Sprache angewiesen.

Ich ziehe es vor, zu sagen, Canisius habe sich das Hochdeutsche *erschlossen*. Damit meine ich eine Spracherwerbsform, die in der allmählichen Erweiterung der muttersprachlichen Basiskompetenz besteht. Die erstsprachliche Kompetenz bildet einen festen kognitiven Grund, auf den nah verwandte Varietäten bezogen werden können, weil ihre Grammatiken weitgehend übereinstimmend parametrisiert, ihre Abweichungen in grossem Ausmass systematisch sind.

Die Syntax dürfte erschliessenden Lernern wenig Schwierigkeiten bereiten, doch werden auch sie mit Morphologie und Lexikon zu kämpfen haben. Anders als die Lerner einer fremden Sprache können sie aber von den besonderen Beziehungen

Lernende Glück haben. Zwei Fehlerquellen lauern hier. Wenn die Regeln auf Wörter angewandt werden, die in der Zielsprache keinen Partner haben, erzeugen sie Phantomwörter; dafür enthält der Text kein eindeutiges Zeugnis.²³

Wenn die Regeln zu wenig exakt formuliert sind, dann erzeugen sie hyperkorrekte Formen, dazu gehört wohl <t> in der Form *eintrincken* 'eindringen' (12,8).

Ein Unterschied vom Typ 3, ein klassischer "falscher Freund", ist durch das Wort *sinligheit* (1,32) vertreten, das im Zusammenhang 'Bequemlichkeit' bedeuten muss. Das ist in der Tat eine Hauptbedeutung von mnl. *sinlicheit*, *sinlijcheit* im 16. Jh.²⁴ Das ausdrucksähnliche frnhd. Wort *sinli(g)kheit* dagegen bedeutete in der Regel 'Verstand'.²⁵ Dass sich in diesem Umkreis auch "volksetymologische" Missverständnisse einschleichen können, zeigen Wörter wie *Abelmal* 'Abendmahl' mit Einfluss von nl. *abel* 'schön, geeignet'.

Für einen exklusiven Unterschied des Typs 4 gibt es im Brief des Canisius nur ein einziges sicheres Beispiel: *hem* 'ihm' (3,34). Das Beispiel ist auffällig, da Canisius das deutsche Pronominalsystem beherrschte. Hier hat sich angesichts der leiblichen Brüder und des emotionalen Kontexts (das Pronomen bezieht sich auf Gott) die gemeinsame Basissprache durchgesetzt, dem Schreiber sicher unbewusst.

Umgekehrt dürfte es sich mit dem Wort für 'Kirche' verhalten, das nicht weniger als viermal als *kircke(n)* (2,30; 2,31; 3,11; 3,17) erscheint. Diese Form ist nicht einfach niederländisch, sondern regional kleverländisch.²⁶ Die Annahme ist absurd, der Provinzial der oberdeutschen Jesuiten habe das hochdeutsche Wort *Kirche* nicht gekannt. Mit der Verwendung der heimatlichen Form dieses inhaltlich zentralen Worts aktivierte er deren Appellfunktion. Endlich finden sich im Text wenige weitere niederländische Wörter des Typs 2: *frocht* 'Furcht' (1,18), *van* (1,18), *ons* (1,18), *ganß* (2,14), *frendten* 'Blutsverwandter' (3,52 < mnl. *vrent*), *flesches* (2,43), *kamp* (3,35) usw. Es handelt sich durchgehend um häufige und einfache Lexeme, die nicht über Wortschatzlücken, sondern am plausibelsten als Versehen zu erklären sind. Doch als Wortmeldungen²⁷ des Basissystems stützen sie die Hypothese, dass die *teütsche* kleverländische Muttersprache die Grundlage bildete, von der aus sich Canisius die andern *Teütschen Sprachen* erschlossen hat.

Erweiterte Kompetenz

Schon der Erwerb der heimischen Schreibsprache bedeutet eine erste Erweiterung der Basiskompetenz, und auch in diesem Prozess spielen Entsprechungsregeln zweifellos eine wichtige Rolle.²⁸ Daran können sich dann je nach Sprachbiographie weitere "Kompetenz-Ringe" anfügen.

Auch die geldrische Schreibsprache der Heimat hat im Brief des Canisius Spuren hinterlassen. Dazu gehören Graphien wie *waerheit*

(1,4), *daer* (1,17), *voer* (2,7), *gesuichet* 'gesucht' (3,34), wo die Vokallänge nach mnl. Manier durch ein stummes Vokalzeichen ausgedrückt wird; nach <a o> zog das Mnl. meist <e>, nach <u> aber <i> als Dehnungszeichen vor.²⁹ Die wenigen Schreibungen mit <ae> sind als zufällige Relikte zu beurteilen, diejenigen mit <ui> dagegen scheint Canisius gezielt zur Wiedergabe deutscher Laute eingesetzt zu haben, wie ich noch zeigen werde: Jede Variante, die ein Sprecher sich zusätzlich erschliesst, vergrößert seine "Operationsbasis".

Ein weniger gradliniges Beispiel für das Zusammenspiel unterschiedlicher Kompetenzringe bieten die nhd. Diphthonge. Sie sind fester Bestandteil von Canisius' Deutsch, doch bei genauem Lesen finden sich einige Anomalien. Sie können verstanden werden als Reflexe des Lernprozesses, mit dem sich Canisius die Diphthonge angeeignet hat. Zwar haben sowohl die nl. wie die dt. Standardsprache die mittelalterlichen Langvokale /i: u: ü:/ diphthongiert³⁰, nicht aber die kleverländische Muttersprache des Canisius.³¹ Wenn er den Namen seiner Heimatstadt *Nimwegen* (1,17; 4,2) schreibt, dann steht <i> hier unmissverständlich für einen Monophthong, der in diesem Fall kurz ausgesprochen wird.³² Canisius musste lernen, wo die Diphthonge hingehörten, und dieser Lernprozess gestaltete sich verschieden, je nachdem, ob es um die mündliche Sprachform ging oder um die schriftliche, um das Niederländische oder um das Deutsche.

Beim *Schreiben des Niederländischen* konnte Canisius bei den alten Digraphen <ij> und <ui> bleiben, die vor der Diphthongierung Langvokale bezeichnet hatten und nun einfach als Diphthong-Zeichen galten. Für das *Sprechen* des "besseren" (brabantischen!) Niederländischen hätte er dagegen seine Basiskompetenz um eine Diphthongierungsregel erweitern müssen. Diese Diphthongierungsregel hätte im Prinzip auf das Deutsche übertragen werden können, da die beiden Varietäten ja die gleichen etymologischen Laute diphthongierten. Beim *Schreiben des Deutschen* musste nun, anders als im Niederländischen, die Diphthongierung ausgedrückt werden. Das war für den Niederländer relativ unproblematisch bei /ei/, wo dem nl. Graphem <ij> gewöhnlich dt. <ei> entsprach. Dem nl. <ui> dagegen entsprachen im Deutschen zwei Laute, nämlich /u:/ und sein Umlaut /ü:/, denn im Nl. war altes /u:/ durchgehend palatalisiert worden und mit einem Umlaut, sofern es einen gegeben haben sollte, zusammengefallen.³³ Egal, wie dieser Einheitslaut ausgesprochen wurde, monophthongisch als /ü:/ (wie in Nijmegen) oder diphthongisch als /öi/ (wie in Brabant und in der heutigen Standardsprache) – wer vom Niederländischen her kam, musste lernen, dafür im Deutschen in der gesprochenen Sprache zwei verschiedene Laute und in der geschriebenen Sprache verschiedene Grapheme einzusetzen, die erst noch unterschiedliche Allographen hatten: <au> und <äu eu ew>.

Endlich ist zu bedenken, dass Canisius seine ersten deutschen Schreibversuche in Köln gemacht hat, zu einer Zeit, als dort zwar der ripuarische Schreibdialekt bereits weitgehend verhochdeutsch war – er hatte etwa die nhd. Diphthonge schon aufgenommen – aber trotzdem noch immer recht ausgeprägte Besonderheiten aufwies.

Angesichts dieser komplizierten Lage hat Canisius die nhd. Diphthongierung gut meistern gelernt. Kaum als Diphthongierungsfehler zu interpretieren sind einige "verkehrte Schreibungen": *van siener vatterlichen handt* (3,47), *vmb sienet willen* (1,28), *der groß hauff aber bleibt sorgloß* (1,32), *es sie [= sei] in die bibel geschrieben* (2,29). Es ist völlig unwahrscheinlich, dass der Schreiber hier den Langvokal seiner Basiskompetenz durch das nhd. Graphem <ie> für /i:/ ausdrücken wollte. Vermutlich hat er ganz einfach in der Eile die Buchstaben in der falschen Reihenfolge hingeschrieben. Immerhin deutet die Wiederholung dieser Fehlleistung auf eine leise Problematik der unterliegenden Laut-Graphembeziehung hin. Das trifft natürlich noch sicherer auf die wenigen, eindeutigen Fälle zu, in denen der Diphthong <ei> wirklich fehlt: *sin* verbum substantivum 'sein' (2,14), *keine blibende statt* (3,42), *fronlichnam* (2,1).³⁴

Besonders verwirrend sind zwei Schreibungen mit "hyperkorrekten" Diphthongen: *entzeihen* 'entziehen' (2,27) und *deiner* 'Diener' (2,31). In diesen Fällen entsprechen sich das Niederländische und das Deutsche lautlich (beide Sprachen weisen einen Monophthong auf) und graphisch (beide geben diesen Laut durch <ie> wieder). Was hat Canisius zu seiner "Diphthongierung" veranlassen können? Natürlich könnte es sich wiederum um eine falsche Serialisierung handeln, diesmal von <ie>. Denkbar ist aber auch, dass *deiner* und *entzeihen* Interferenzen ripuarischer Schreibbräuche darstellen. Dort war das Graphem <ei> nämlich für langes /e:/ gebräuchlich, das mehreren Quellen entstammen konnte; in einigen Fällen entsprach es hd. /i:/ : *breiv* (< wg. *e²), *leyf*, *deiner* (< eo/io < wg. *eu), *geschreiben* (< *ī* < wg. *i*)³⁵ – und Canisius kannte die Graphie, die in seiner Tauler-Ausgabe und in seinen Jugendbriefen vorkommt.³⁶ Es ist deshalb wahrscheinlich, dass sich in den Formen *entzeihen* und *deiner* ein weiterer, halbverschütteter Kompetenzring aus der kölnischen Studienzeit des Schreibers verrät.

Bei den Diphthongierungen von altem /u:/ und /ü:/ unterlaufen Canisius noch weniger Unregelmäßigkeiten. Das mag daran liegen, dass diese Phoneme seltener vorkommen als der Nachfolger von /i:/, aber die Tatsache ist doch bemerkenswert angesichts der skizzierten Diskrepanzen zwischen dem Niederländischen und dem Deutschen in diesem Bereich. Für altes /u:/ steht bei Canisius regelmässig <au> oder <aw>: *auß* (1,8), *hauff* (2,28), *brauch* (1,35), *mawr* (1,38) usw., für altes /ü:/ <eu/eù> oder <ew>: *euch* (1,12), *eùch* (1,11), *ewer*

(1,7). Nur zweimal steht für /öi/ <ù>: *verlùgnet* (1,33) neben *verleugnet* (1,25), *gebrùche* (2,12). Die umgekehrte Schreibung *Cruetz* 'Kreuz' (1,26) ist wie die entsprechenden Fälle bei <ei> zu erklären. Immerhin ist zu bemerken, dass Fehler nie bei <au>, sondern nur bei <eu> vorkommen. Die nl. Graphie <ui> wird dagegen nie für dt. /öi/ gebraucht.

Die vielen Fälle korrekter nhd. Diphthongierung beweisen, dass Canisius diesen Bereich der deutschen Laut-Graphem-Beziehungen im Prinzip beherrschte. Es handelte sich dabei ja auch um hochsymptomatische Graphien, die etwa Helber geradezu zur Einteilung der deutschen Schreibsprachen benutzt hat. Gerade deswegen zeigen umgekehrt die paar Fehler, dass dem Schreiber die Diphthonge nicht völlig problemlos aus der Feder flossen – noch immer spielten Entsprechungs- und Umsetzungsregeln eine gewisse Rolle für ihre Produktion, und noch immer konnten sie falsche Resultate erzeugen. Dies zeigen besonders deutlich zwei letzte Beispiele falscher Diphthongierung.

Bezeichnenderweise handelt es sich beide Male um Fälle, bei denen die Entsprechungen zwischen den beteiligten Varietäten nicht regelmässig sind. Das erste Beispiel ist *sey* (2,22) für das Personalpronomen 'sie'. Innerhalb des Niederländischen kann man zwar mit der gewöhnlichen Korrespondenzregel *kleverländisch* /zi:/ in "*brabant.*" /zɛɪ/ überführen, aber zwischen dem nl. /zij/ und dem nhd. /si:/ spielt die übliche Entsprechungsregel nicht, nhd. /si:/ ist eine Ausnahme von der Diphthongierung, die man zu lernen hat. Das zweite Beispiel ist *thur* (3,44 'teuer'); hier stimmen Nijmegen und "gehobenes" Niederländisch überein, da altes /ü:/ vor /r/ und /w/ im gesamten Niederländischen nicht diphthongiert worden ist.³⁷ Gerade deswegen ist dafür die Korrespondenz zwischen dem Niederländischen und dem Hochdeutschen gestört – und gerade deswegen unterläuft Canisius hier ein Fehler.

Interimssprache

Geübte Schreiber wie Canisius haben zweifellos weitgehend unabhängige Kompetenzen in mehreren Schreibvarietäten erworben. Entsprechungsregeln und Transferenzen wurden für seine deutsche Sprachproduktion immer weniger wichtig – aber sie wurden auch in spätern Lebensjahren nie überflüssig, wie die besprochenen Fehlleistungen zeigen. Ungesteuerte Annäherungsprozesse an eine verwandte Varietät müssen fast zwangsläufig vor dem Erreichen des Ziels zum Stehen kommen. Bei Canisius bietet die Flexion des Adjektivs interessante Beispiele für diese Erscheinung.

Die dt. Adjektivflexion ist strukturell schwierig. Jedes Morph ist hochgradig polyfunktional und gleichzeitig synonym mit mindestens einem andern. In frnhd. Zeit konnte aufgrund der Apokope das Morph {/e/} an allen Paradigmenstellen mit {Ø} wechseln, in unterschiedlicher Intensität je nach Region³⁸. Die

relativ frei verfügbare Apokope bot dem Rhetoriker Vorteile, die Canisius gern ergriffen hat: *der gutigø, milde vnd getrewe Vatter* (3,19).³⁹ Für den Lerner allerdings wurde durch die Apokope die inhärent schon schwierige Flexion zusätzlich dialektgeographisch und variationell verkompliziert.

Für Lernende, die sich dem Deutschen vom Niederländischen her anzunähern versuchen, werden diese Probleme noch einmal gesteigert. Die beiden Systeme sind zwar ähnlich, was Form und Funktion der Morphe angeht, und sie waren sich damals noch ähnlicher als heute; nur *{/em/}* kam im Niederländischen überhaupt nie vor. Aber die Verteilung der Morphe auf die Paradigmenstellen war verschieden – nicht total, aber immer wieder.

Am verwirrendsten waren nun aber die Unterschiede zwischen den beiden Sprachen im Gebrauch der Morphe in der Nominalgruppe. Im Deutschen wie im Niederländischen gibt es zwei unterschiedliche Flexionsparadigmen, welche die "Frühneuhochdeutsche Grammatik"⁴⁰ als "determinierende" und "indeterminierende" Flexion bezeichnet. Die Benennung geht davon aus, dass die Flexion des Adjektivs dazu beiträgt, die "referentielle Bestimmtheit/Unbestimmtheit des aussersprachlichen Referenten"⁴¹ auszudrücken. Diese semantische Funktion übt die Adjektivflexion aber nur dann aus, wenn das Adjektiv in einer Nominalgruppe ohne Determinator steht (ohne Artikel, Possesivum usw.). Sobald das Adjektiv zusammen mit andern grammatischen Bestimmungsträgern auftritt, wird die "referentielle Bestimmtheit/Unbestimmtheit" durch das Zusammenwirken der grammatischen Markierungen *aller* Bestandteile der Nominalgruppe ausgedrückt. Über die Verwendung eines Elements des "determinierenden" oder des "indeterminierenden" Endungssatzes am Adjektiv entscheidet dann die Flexionsweise des vorangehenden Artikels oder Pronomens – Hotzenköcherles "Formregel".⁴²

Sowohl im Deutschen wie im Mittelniederländischen⁴³ gilt für die Wahl der Endung am Adjektiv eine Formregel – aber sie ist in den beiden Sprachen gegensätzlich formuliert. Im Deutschen besagt sie, dass die Endungen bei Determinator und Adjektiv formal unähnlich sein sollen – Johannes Franck hat vom Prinzip der "Dissimilation" gesprochen⁴⁴ – und da nur beim Adjektiv zwei formal unterschiedliche Endungssätze zur Verfügung stehen, fällt ihm die Aufgabe zu, für die Dissimilation zu sorgen:

"bestimmt"		"unbestimmt"
der schöne Tag	:	ein schöner Tag
-er -ø		-ø -er
indet		det
des schönen Tages	:	eines schönen Tages
-es -en		-es -en
indet		indet

Im Mittelniederländischen dagegen setze sich gerade umgekehrt eine Tendenz zur Verallgemeinerung der gleichen Flexionsendung innerhalb der Nominalgruppe durch, Franck spricht von "Assimilation":

de stoute man
des stoutes mans

een out stout man
eens stoutes mans

Der Deutsch lernende Niederländer musste somit nicht nur die deutschen Morphe lernen, er musste auch lernen, dass sich gleichlautende Morphe in den beiden Sprachen manchmal funktional nicht entsprechen, und er musste die Morph-"Harmonie" in der Nominalphrase unterdrücken. Für all diese Schwierigkeiten legt der Umgang des Canisius mit der Adjektivflexion beredtes Zeugnis ab.

Zwar war im Deutsch des 16. Jahrhunderts die "Formregel" noch nicht vollständig durchgesetzt, es gab auch diesbezüglich Variation, was das Lernen nicht erleichtert hat. Dennoch gab es klar ausgeschlossene Fälle und klare Tendenzen auf die dissimilierende Formregel hin. Eine genaue Bewertung der Adjektivflexion des Canisius müsste durch Vergleichsuntersuchungen an Texten verschiedener hd. Varietäten gestützt werden, was hier nicht geleistet werden kann; der Befund scheint mir aber in den Grundzügen klar. Er kann folgendermassen zusammengefasst werden:

1. Dt. Morphe, die im Nl. ganz fehlen oder restriktiver verteilt sind, werden tendenziell durch die entsprechenden Morphe der nativ beherrschten Varietät ersetzt. So verwendet Canisius anstelle des im Nl. fehlende {/em/} gerne {/en/}, das im Nl. in beiden Endungssätzen für den Dat. Sg. stehen kann: *Arius sampt seinen heilosen hauff* (2,28), *mit großen lob* (3,21). Das Morph {/es/} kommt im Mnl. nur im Genitiv vor, Canisius vermeidet es deshalb auch im Deutschen für Nom./Akk. ntr: *sein liebe vatterlandt verlassen* (1,22).⁴⁵ Auch das Morph {/er/} kommt am mnl. Adjektiv nur als Gen.-Marker vor, es ist bei Canisius für den Nom.Sg. mask. der determinierenden Flexion nicht belegt.
2. Die vom Nl. aus seltenen Flexionsausgänge /em er es/ hat Canisius über den dt. Artikel dennoch erworben. Hier macht sich nun aber die nl. Assimilationsregel bemerkbar, indem der für den Determinator korrekte Ausgang auch auf die folgenden Adjektive übertragen wird: *von dem heiligstem fronlichnam* (2,1), *bey einer bestendiger gegrundter Confession bleiben* (2,14).
3. Der Erwerb der richtigen Flexion der Determinatoren war jedoch ebenfalls nicht abgeschlossen. Das zeigen einerseits "Hyperkorrekturen" wie *mit dem freündten vnd nachtbawren* (Pl., 1,17), *vns vnd dem vnsern* (Pl., 1,19), andererseits vom dt. Standpunkt aus falsch flektierte Determinatoren:

- [er will euch] *versuchen in den glauben vnd gehorsam* (1,21). Doch selbst in solchen Fällen spielt die Assimilationsregel: *mit den heiligen Ioanne* (1,37), *mit eweren zeitlichen schaden, vnd ewigen gewin* (1,27).
4. Ein besonderes Problem stellt das häufigste Morphem {/en/} dar. Es fällt auf, dass Canisius in seinem Brief zu erwartendes Schluss-<n> häufig weglässt: *das sie* [Pl.] *nichts annehme wolle* (2,28) und manchmal auch eines zuviel setzt: *Wehen den armen [...] leuten* (3,14). Wenn diese Erscheinung nicht einfach auf die Flüchtigkeit des Schreibers zurückgeführt werden soll (womit freilich alles erklärt werden kann), dann muss hier wieder auf die Basiskompetenz des Canisius in seinem Nijmegener Dialekt hingewiesen werden, wo auslautendes /n/ regelmässig geschwunden ist.⁴⁶ Dies hat dazu geführt, dass die Morphe {/en/} und {/e/} in der Grammatik des Canisius zu blossen Varianten wurden, wie sich deutlich in Doppelformen zeigt: *den armen gemeine man* (2,22). Damit aber wird ein wichtiger mnl. Kontrast zwischen den Morphen {/e/} und {/en/} verunklärt: *zu dem rechte Vatterland* (3,25); *im ware glauben* (4,45) wäre auch nach den Regeln des "gehobenen" Mnl. nicht korrekt, die für den Dat. aller Genera und beider Endungssätze {/en/} vorschreiben. Dagegen folgt das dt. auffällige *die edle vnd heerliche Patriarchen* (3,22) vielleicht den mnl. Regeln, die für den Nom. Pl. aller Genera und beider Endungssätze in der Tat {/e/} vorsehen. Vermutlich aber wendet Canisius in allen diesen Beispielen seine kleverländische *n*-Tilgungsregel auf das Deutsche an – in jedem Fall produziert er Verstösse gegen die dt. Grammatik.

Aus der Weise, wie Canisius das Adjektiv flektiert, geht eines hervor: Zweifellos ist es "leichter", eine verwandte Sprache zu erwerben, als ein exotisches Idiom – das ist eine der Folgerungen aus meiner Hypothese des erschliessenden Lernens. Aber es gibt Domänen, die nicht systematisch erschliessbar sind und wo gerade die nahe Verwandtschaft der Varietäten für den erschliessenden Lerner unüberwindliche kognitive Barrieren errichtet und ihn auf einer Interimssprache fixiert. Positiv und vom Lerner aus formuliert ist die Interimssprache nicht einfach eine durch Interferenzen der Ausgangssprache zerrüttete Zielsprache, sondern eine eigenen Regeln unterliegende Annäherung an die Zielsprache. Negativ und von der Norm aus formuliert muss festgestellt werden, dass Canisius auch nach vierzig Jahren im hochdeutschen Sprachraum die Zielsprache Deutsch noch nicht in allen formalen Feinheiten beherrscht hat.⁴⁷

Zielsprache

Die Frage ist nur, ob es angemessen sei, angesichts der Vielfalt und Variabilität der Schreibsprachen im 16. Jahrhundert von *der* Zielsprache Deutsch und gar von einer Beherrschung aller Finessen zu sprechen. Unter den gegebenen Sprachverhältnisse musste sich jeder Lerner einer deutschen Schriftvariante für eine der Schreibweisen des *Teütschen* entscheiden, und da die Norm keiner dieser Varietäten feststand, hatte er sich "seine" Zielsprache über die Formulierung von Entsprechungsregeln zwischen seiner nativen Varietät und der Schreibsprache sowie durch geschickte Auswahl aus den verfügbaren Schriftvarianten selber zu konstruieren. Diese Aufgabe hatten *alle* Schreibenden des Deutschen zu leisten, aber wer als Niederländer vom Rande des Sprachgebiets kam, hatte dabei eine grössere sprachliche Distanz zu überwinden, als Schreibende aus dem hochdeutschen Gebiet. Die grössere Regelmenge, die zur Überwindung dieser Distanz nötig war, liess Abweichungen häufiger werden, die keiner der hochdeutschen Schreibweisen entsprechen. Dadurch werden die Prozesse sichtbarer, die bei allen Schreibenden vorausgesetzt werden müssen, aber der Unterschied bleibt quantitativ, er ist nicht prinzipiell.

Auch was die Variantenwahl betrifft, fügt sich Canisius ein in die Masse der Schreibenden, die über ihre Wahlen und Abwahlen die Herausbildung der deutschen Gemeinsprache bewirkt haben. Die radikale Veränderung der Sprache im Laufe des 16. Jahrhunderts zeigt, dass man überall immer wieder bereit war, auch fremde Varianten zu wählen. Doch dies hätte nicht zu einer sprachlichen Annäherung geführt, wenn die Schreibenden aller Sprachgebiete ihre Selektionen nicht nach vergleichbaren Maximen vorgenommen hätten.⁴⁸

An welche Maximen hat sich Canisius gehalten? Die "Modernität" seiner Sprache, von der ich ausgegangen bin, muss darauf beruhen, dass er seine Wahlen nach Maximen traf, die auch für eine ständig wachsende Zahl anderer Schreibender über eine lange Zeit gegolten haben, sodass sie schliesslich jenen Varianten zum Durchbruch verhalfen, die heute das Neuhochdeutsche ausmachen.

Unter geographischen Gesichtspunkten fällt auf, dass die Merkmale der Ränder des Sprachgebiets im Text des Canisius eine untergeordnete Rolle spielen. Die niederländischen Ingredienzien sind bedeutsam als Zeugen der Basiskompetenz des Schreibers, aber marginal für die Sprache als Ganzes. Sie verraten gegen die Absichten des Autors den Ausgangspunkt seiner Wahlen, aber nicht ihr Ziel. Noch marginaler sind die Merkmale des ostoberdeutschen Sprachgebiets. Dort hat Canisius seine intensivsten Jahre verbracht, aber sein Deutsch verrät es kaum. Einige <ai>-Schreibungen wie *belaidiget* (1,30), *zaichen* (2,1), *hailsamen* (3,16) sind alles, was exklusiv hierhin gehört. Im Partikelverb *haim gesuichet* (3,34) begegnen sich Besonderheiten von den Rändern des Sprachgebiets in putziger Weise; sie bezeichnen die Pole, zwischen denen sich der Fächer der sprachlichen

Möglichkeiten dieses Schreibers ausspannt. Aber er hat seine Farben nicht willkürlich aus der gesamten Palette zusammengemischt. Eine seiner Maximen könnte gelautet haben: "Vermeide die Besonderheiten der Ränder!"

Die komplementäre Maxime könnte heissen: "Wähle die Sprache der Mitte!" Sie würde die "Modernität" der Canisius-Sprache zu einem schönen Teil erklären, da ja die mittleren Schreibsprachen entscheidend zur neuhochdeutschen Gemeinsprache beigetragen haben. Sie kann sogar Textmerkmale erklären, die heute der Schriftsprache nicht mehr angehören.

Eine solche auffällige Abweichung von der modernen Norm stellt die von Canisius deutlich bevorzugte Schreibung der Endsilbe -*ig* als <ich> dar: *billich* (1,5) usw. Sonst aber schreibt Canisius nach der damaligen und heutigen Norm wg. *g* in der Regel als <g>. Was steht hinter dieser "Inkonsequenz"?

Im Mnl. war wg. *g* in den meisten Umgebungen zu einem velaren Spiranten geworden⁴⁹ und wurde im Auslaut, wo es stimmlos war, gewöhnlich <ch> geschrieben.⁵⁰ Die spirantische Aussprache galt aber auch im Niederdeutschen und im gesamten Mitteldeutschen; im Niederdeutschen und im Mittelfränkischen fand sie im Auslaut ihren Ausdruck auch in der Schreibung.⁵¹

In seinen nl. Jugendbriefen⁵² benutzt Canisius nach mnl. Regel an den relevanten Stellen die Graphie <ch> *schuldich* 'schuldig', aber auch *wrydach* 'Freitag'. In seinem deutschen Brief jedoch beschränkt sich die Schreibung mit <ch> auf die Endsilbe -*ig*, sie ist hier also nicht als nl. Interferenz zu deuten, wie etwa die Schreibung <ae>, sondern reflektiert md. Brauch, und zwar genau in jenem Kontext, in dem sowohl die <ch>-Schreibung wie die [ç]-Aussprache vom Mitteldeutschen her ins nördliche Oberdeutsche eingedrungen waren⁵³ - und wo die Aussprache /iç/ zur nhd. Norm geworden ist. Die "Modernität" dieser Wahl ist verdeckt, da die <ch>-Schreibung wieder aus der Orthographie des Hochdeutschen entfernt worden ist.

Diese Beobachtung erlaubt auch eine gewisse geographische Präzisierung der Maxime "Wähle die Sprache der Mitte!". Die Mitte ist nicht einfach das mitteldeutsche Sprachgebiet, sondern eine zentrale Region mit Einschluss des nördlichen Oberdeutschen - die Region der grossen Druckereien im Dreieck zwischen Nürnberg-Frankfurt-Strassburg.

Die wohl auffälligste Abweichung der Canisius-Schreibung von der neuhochdeutschen Orthographie ist sein fast vollständiger Verzicht auf eine Bezeichnung der Umlaute von mhd. *o/ô*, *u/û*, *uo*, *ou*: *offentlich* (1,15); *fur* (1,5); *brudern* (1,1); *Christglaubigen* (3,19). Damit weicht er aber nicht nur vom modernen, sondern gleichzeitig auch vom üblichen Gebrauch seiner Zeit ab. Zwar wurden die Umlaute damals in allen hochdeutschen Schreibsprachen weniger konsequent als heute angedeutet. Zu Anfang des Jahrhunderts hatten mitteldeutsche Drucker die Umlaute noch fast ganz vernachlässigt, aber bis zur Jahrhundertmitte hatten sie sich den oberdeutschen Druckern angenähert, die aus sprachlichen Gründen die Umlaute

früher und genauer verschriftlichen mussten. So unterscheidet der Ingolstätter Drucker Georg Krapf um 1536 /u/=<u> *nun*, /ü/=<ü> *jüngst*, /ue/=<û> *gût* und /üe/=<û> *gûter*.⁵⁴ 1583 kann die Umlautfeindlichkeit des Canisius nicht mehr direkt auf mitteldeutsches Vorbild zurückgeführt werden. Wichtiger ist das Niederländische, das bei langem /u:/ infolge der spontanen Palatalisierung keinen Umlaut ausdrücken kann und in seinen normbestimmenden Varietäten überhaupt keine funktionalen Umlaute kennt.⁵⁵ Auch wenn für die damalige Stadtsprache von Nijmegen funktionaler Umlaut zumindest für die Diminutive angenommen werden kann⁵⁶, war dies keine grosse Hilfe bei der Bewältigung des intensiven deutschen Umlautgebrauchs. Die Probleme können schon damit begonnen haben, dass dem Niederländer die Aussprache des dt. Graphems <u> als /u/ und umgekehrt die Schreibung des Lautes /ü/ als <ü> zuwiderlief. Innerhalb des Deutschen machten regionale Widersprüche dem Lerner die Aufgabe nicht leichter.⁵⁷ Seine niederländische Herkunft legte ihm eine radikale Art, diesen Gordischen Knoten zu durchtrennen, nahe: Verzicht auf jede Umlautbezeichnung!⁵⁸ Und die omd. Drucke aus den ersten Jahrzehnten der Reformation schienen ihm Recht zu geben. Die Entscheidung des Canisius ist von der spätern Sprachentwicklung desavouiert worden. Damals aber war sie, und das ist in unserm Zusammenhang das Ausschlaggebende, ein dezidiert Entscheidung gegen die differenzierte südoberdeutsche Schreibtradition. Ebenso klar gegen das Oberdeutsche entscheidet sich Canisius mit der sorgfältigen Beachtung der nhd. Monophthongierung von mhd. *ie*, *üe*, *uo*, die in den od. Dialekten nie eingetreten ist. Wie auf dem ganzen Sprachgebiet bis heute konnte sich der Digraph <ie> auch bei Canisius als blosser Graphie halten. Für die neuen Monophthonge /u:/ und /ü:/ aber griff Canisius gerne auf die "undeutsche" Graphie <ui> zurück, die er in seiner Jugend gelernt hatte: *guiden* (1,17), *verfuiren* (1,37). Sie schien ihm wohl geeigneter, diese Vokale eindeutig als lange Monophthonge zu charakterisieren, als etwa <a>, das in Oberdeutschland eine "veraltete" Diphthong-Aussprache hätte suggerieren können.⁵⁹ Natürlich konnte sich diese idiosynkratische Schreibung des Canisius nicht durchsetzen, aber seine Option für die md. Monophthonge gegen fest eingewurzelte oberdeutsche Sprach- und Schreibgewohnheiten sollte sich wieder als zukunftsgerichtet erweisen.

Maximen und metasprachliches Wissen

Einer Maxime wie "Wähle die Sprache der Mitte!" kann nur folgen, wer die verfügbaren Varianten sprachgeographisch einzuordnen vermag.⁶⁰ Die entsprechenden Kenntnisse dürfen bei Canisius vorausgesetzt werden. Aufgrund seiner Sprachbiographie und als berufsmässiger Leser der Reformatoren

war er mit allen wichtigen *teütschen* Varietäten seiner Zeit vertraut. Seine unzähligen Reisen kreuz und quer durch Deutschland – er soll im Laufe seines Lebens rund 58'000 km zu Fuss und zu Pferd zurückgelegt haben⁶¹ – vertieften seine Kenntnis der Sprachverhältnisse und lehrten ihn auch, was er zu vermeiden hatte, nämlich die Varietäten seiner unmittelbaren Wirkungskreise.

Dazu allerdings braucht es auch eine bestimmte Einstellung. Damals entschied sich, dass sich die Niederlande nicht an der Herausbildung einer Gemeinsprache über allen *teütschen* Landschaftssprachen beteiligen würden; Canisius konnte den deutschen Sprachverhältnissen mit der Distanz des sprachlich Aussenstehenden gegenüberreten. Die Variantenwahl setzt aber auch eine soziale Bewertung voraus. Canisius hat die Sprache seiner Herkunft und seiner ersten Studienzeit abgelegt, er hat die Sprache des Kaisers und der Fürsten verschmäht, an deren Höfen er verkehrte und von denen er abhing, und noch weniger konnte ihn die Sprache der Eidgenossen verführen, unter denen er die letzten 16 Jahre seines Lebens verbrachte, ohne das Land je wieder zu verlassen.⁶² Seine sprachlichen Selektionen folgten weder sentimental Jugenderinnerungen, noch dem Kriterium der politisch einflussreichen Kreise, massgebend war ihm das Kriterium der Verbreitung in den gelehrten Schriften. Der Mehrwert des Geschriebenen stand zweifellos auch für ihn ausser Frage.⁶³

Dies alles liess ihn zum *early adapter* werden, dem früher als andern klar wurde, bei welchen Varianten die Zukunft lag. Dass diese Formen vor allem von protestantischen Autoren benutzt wurden, konnte den kosmopolitischen Pragmatismus des Jesuiten nicht erschüttern.

* Die Bekanntschaft mit dem Brief des Canisius und zahlreiche Hinweise zum Verfasser verdanke ich Joseph Leisibach, Leiter der Handschriftenabteilung der Kantons- und Universitätsbibliothek Freiburg/Schweiz. Eine erste Fassung dieses Aufsatzes wurde auf Einladung von Iwar Werlen am 28. 1. 1998 vor dem Berner Zirkel für Sprachwissenschaft vorgetragen. Von den Bemerkungen des Berner Publikums profitierte die Bonner Version. Für die Publikation wurde der Text erneut überarbeitet; dabei habe ich versucht, der Diskussion in Bonn Rechnung zu tragen, ohne vom Vortragsstil allzuviel aufzugeben. Joseph Leisibach, den Veranstalter der Kolloquien in Bern und Bonn sowie den Teilnehmern an den Diskussionen danke ich für zahlreiche Anregungen. Besonders verbunden bin ich aber Robert Peters (Münster), der sich freundlicherweise zu einer kritischen Lektüre der Vortragsfassung bereit erklärt und mich so vor mehreren Fehlritten bewahrt hat. Für alle verbleibenden Mängel und für alles, was an diesem Fresko notwendigerweise problematisch bleiben muss, trage ich selbst die Verantwortung.

¹ *Gedruckt zu Freyburg in Vchtland durch Abraham Gemperle.*

Edition: Sebastian Helbers *Teutsches Syllabierbüchlein* (1593), hg. von Gustav Roethe, Freiburg i.Br. und Tübingen 1882.

² Helber [Anm. 1], S. 31f., ed. Roethe [Anm. 1], S. 24.

³ Luc de Grauwe: *Das historische Verhältnis Deutsch-Niederländisch 'revisited' – Zur Nicht-Existenz von Einheitsarealen im Sprachbewusstsein des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit*, in: *Amsterdamer Beiträge zur älteren Germanistik* 35, 1992, 191-205.

⁴ Renward Cysat: *Collectanea Chronica und denkwürdige Sachen pro Chronica Lucernensi et Helvetiae*, hg. v. Joseph Schmid, Luzern 1972, Bd. 1/3, S. 375. – Die Anerkennung der regionalen Druckersprachen als gleichberechtigte Idiome zeigt sich beispielsweise auch in der Selbstverständlichkeit, mit der noch Luthers Übersetzung des Neuen Testaments an die regionalen Druckbräuche angepasst wurde; so hat etwa der Kölner Drucker Hiero Fuchs drei Ausgaben des Lutherschen Neuen Testaments veranstaltet, eine niederdeutsche (1524), eine niederländische (1525) und eine ripuarische (1526).

⁵ Werner Besch: *Sprachlandschaften und Sprachausgleich im 15. Jahrhundert – Studien zur Erforschung der spätmittelhochdeutschen Schreibdialekte und zur Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache*, München 1967, S. 15.

⁶ Natürlich gab es Unterschiede je nach Textsorte und Druckort, aber gerade die Druckersprache Freiburgs i.Ue. unterschied sich, wie Helbig's Traktat und zahlreiche andere Drucke Gemperles zeigen, kaum vom damals üblichen wobd. Brauch.

⁷ Klaus J. Mattheier: *Wege und Umwege zur neuhochdeutschen Schriftsprache*, in: *Zur Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache*, hg. von Klaus-Peter Wegera, Tübingen 1986, S. 263-296. Walter Hoffmann: *Rheinische Druckersprache und Reformation – Das Bonner Neue Testament von 1547*, in: *Rheinische Vierteljahrsblätter* 55, 1991, 135-175, hier bes. S. 169f.

⁸ Die neueste Publikation zu Canisius' Leben und Werk, mit einer hervorragenden Bibliographie, ist: *Petrus Canisius – Reformator der Kirche, Festschrift zum 400. Todestag des zweiten Apostels Deutschlands*, hg. v. Julius Oswald SJ und Peter Rummel, Augsburg 1996. Die wichtigste Quelle zu Canisius ist die achtbändige Brief- und Dokumentenausgabe *Beati Petri Canisii Societatis Jesu epistulae et acta*, hg. v. Otto Braunsberger SJ, Freiburg i.Br. 1896-1923.

⁹ Das Gebiet liegt "seit langem in einem toten Winkel des sprachwissenschaftlichen Interesses" (Arend Mihm: *Sprache und Geschichte am unteren Niederrhein*, in: *Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung* 115, 1992, 88-122, hier 88.). Mihm führt diese "Vernachlässigung" auf die "ungeklärte Arbeitsaufteilung der zuständigen Philologien" zurück, die allerdings unlösbar verquickt ist mit nationalen

Empfindlichkeiten und Rücksichtnahmen. Eine kurze Zusammenfassung der älteren Diskussion auf niederländischer Seite bei Roeland van Hout: *De structuur van taalvariatie – Een sociolinguistisch onderzoek naar het stadsdialect van Nijmegen*, Diss. Katholieke Universiteit te Nijmegen 1989, S. 8f. Symptomatisch für die nationale Befangenheit der Dialektologie ist die bei van Hout S. 9 abgedruckte Karte, auf der sämtliche Isoglossen an der nl.-dt. Staatsgrenze enden, sodass das deutsche Kleverland buchstäblich als weisser Fleck auf der Landkarte erscheint. Bei van Hout sind auch die wichtigsten Merkmale des (modernen) Nijmegener Dialekts und eine ausführliche Bibliographie dazu zu finden. Einteilungsversuche der deutschen Dialektologie finden sich in den in Anm. 10 zitierten Arbeiten referiert.

¹⁰ Jan Goossens: *Niederländische Mundarten – vom Deutschen aus gesehen*, in: NdW. 10, 1970, S. 61–80, hier S. 78. Die Einteilung Gossens ist hie und da, seine "deutsche" Benennung seltener übernommen worden; kürzlich hat José Cajot die dialektologische Abgrenzung verdeutlicht und für die von Gossens vorgeschlagene Benennung plädiert: José Cajot: *Zwischen Brabant und Westfalen: Kleverländisch?* In: *Lingua Theodisca – Beiträge zur Sprach- und Literaturwissenschaft*, Jan Goossens zum 65. Geburtstag, hg. v. José Cajot, Ludger Kremer und Hermann Niebaum, Münster 1995, Bd. 1, S. 405–417. Vgl. ferner noch Jan Berns: *Das Kleverland als Problemgebiet*, in: *Sprache in der sozialen und kulturellen Entwicklung – Beiträge eines Kolloquiums zu Ehren von Theodor Frings (1886–1968)*, hg. von Rudolf Grosse, Berlin 1990, S. 78–84.

¹¹ Paul Begheyn S.J.: *Six unpublished letters of Saint Peter Canisius to his relatives*, in: *Archivum Historicum Societatis Iesu* 55, 1986, S. 129–144. Nl. sind die Nrn. 1, 2, 3.

¹² Nijmegen war eine der vier Hauptstädte Gelderns.

¹³ Die Urkundensprache des Herzogtums Geldern zeigt, wie zu erwarten, dt. Einfluss, sodass auch in diesem Bereich die faktischen Unterschiede gegenüber der Urkundensprache der Grafschaft Kleve gering gewesen sein dürften; man beachte aber immerhin das Beispiel in Anm. 29 (vgl. noch Berns [Anm. 10], S. 81).

¹⁴ Vgl. Anm. 4, sowie: Wolfgang Schmitz: *Der Sprachwechsel im Kölner Frühdruck – Anmerkungen aus der Sicht der Druckgeschichte*, in: *Johannes Gutenberg: Regionale Aspekte des frühen Buchdrucks – Vorträge der Internationalen Konferenz zum 550. Jubiläum der Buchdruckerkunst am 26. und 27. Juni in Berlin*, hg. von Holger Nickel und Lothar Gillner, Berlin 1993, S. 218–226.

¹⁵ Als Editor nennt sich in der *Vorred* ein *Petrus Noviomagus*, der heute allgemein mit Canisius identifiziert wird; vgl. Rita Haub: *Petrus Canisius als Schriftsteller*, in: Oswald und Rummel [Anm. 8], S. 151–177, hier S. 153. In der *Vorred* bemerkt *Noviomagus*, dass Taulers Schriften in den bisherigen

Drucken jemerlich verkurtzet / verlengert / vnd an den sinnen verandert vnnd verdunckelt waren / mee dan ich von keynem bûch ye gesehen oder gehort hab , später heisst es: *Auch steen alle Thaulers predig vnd leren in rechter Cölnischer Sprachen geschreiben / vnd seint nachmals vffs hoich theutz getzogen* Haub, S. 155.

¹⁶ Begheyn [Anm. 11], Nr. 4. Der Brief vom 20.8.1553 aus Wien an die Stiefmutter Wendel Kanis gilt als der erste dt. geschriebene Brief des Canisius, vgl. Joseph Leisibach: Zurück an den Absender! Ein wiedergefundener Brief von Petrus Canisius, in: Freiburger Geschichtsblätter 74, 1997, 71-91, hier S. 81f. Seine erste dt. Predigt hatte Canisius schon am 16.3.1550 in Ingolstadt gehalten und "sopra l'opinione di tutti sono stato inteso per quella prima volta", wie er an den Ordenssekretär nach Rom schrieb (Braunsberger [Anm. 8], Nr. 84.

¹⁷ Bekannt ist der Verschleiss des Canisius an Schreibern und Gehilfen während der Arbeit an der vom Papst bestellten Erwiderung auf die "Magdeburger Zenturien" (1567-1578), der zu ernsthaften Differenzen mit dem Provinzial Hoffäus führte (Julius Oswald: Petrus Canisius – ein Lebensbild, in: Oswald und Rummel [Anm. 8], S. 21-38, hier S. 35f.). Auf ein konkretes Beispiel des Einflusses des Sekretärs auf die Sprachform einer Canisius-Schrift verweise ich in Judith Gut, Walter Haas: Zur regionalen Sprachgeschichte der Eidgenossenschaft – Zwei Fallbeispiele, erscheint in ZfdPh, Sonderheft Regionale Sprachgeschichte.

¹⁸ Ediert von Joseph Leisibach [Anm. 16].

¹⁹ Bei einem Besuch in Nijmegen 1565 predigte Canisius sogar auf deutsch; da es sich wieder um eine formale Situation handelte, die er auf deutsch zu beherrschen gelernt hatte, ist aus solchen Vorkommnissen kaum mit Braunsberger zu schliessen, dass er seine Muttersprache in ihrer Gesamtheit verlernt hatte. Die einschlägigen Zeugnisse sind zusammengestellt bei Leisibach [Anm. 16], S. 80f.

²⁰ "Ähnlich" sind Ausdrücke dann, wenn sie neben Übereinstimmungen auch Unterschiede aufweisen. Als "systematisch" bezeichne ich eine Ausdrucksähnlichkeit dann, wenn der Unterschied (wie im Beispiel) auf einer regelmässigen Lautentwicklung beruht und deshalb auch über eine Regel überwunden werden kann. Es gibt aber auch ähnliche Ausdrücke, deren Unterschied auf unregelmässigen oder verdunkelten Entwicklungen beruhen und denen deshalb zumindest im synchronen Vergleich, auf den ja die Lerner angewiesen sind, nicht mit Regeln beizukommen ist. Für den Rezipienten stellen solche "unsystematisch" ähnlichen Wörter kaum ein Problem dar, da die übereinstimmenden Ausdrucksteile und der gleiche Inhalt das Verständnis sicherstellen.

²¹ Unter "systematischer Ähnlichkeit" des Inhalts verstehe ich Unterschiede, die auf plausiblen Bedeutungsentwicklungen beruhen und deshalb intuitiv begriffen werden.

²² Für das nl. wie das dt. Wort wird die germ. Basis **rauza* angenommen, die dann aber im Nl. eine unregelmässige Entwicklung erfahren hätte, vgl. Franck's Etymologisch Woordenboek der Nederlandsche taal, s'Gravenhage ²1912, Nachdruck 1976.

²³ An ein solches Phantomwort könnte man bei *netzen* im Satz *wir hettent die alten netzen zu lieb* (1,24) denken, wenn man als Ausgangspunkt das mnl. Wort *netten* 'Lumpen, weite Unterkleider' ansetzen würde, das Canisius dann über eine Lautverschiebungsregel "verdeutschte" hätte. Viel wahrscheinlicher aber ist die Erklärung Braunsbergers [Anm. 8], Nr. 2171, wonach hier auf die Fischer Jacob Zebedäus und Johannes angespielt wird, die auf den Ruf des Herrn sogleich ihre "alten" Netze verliessen, die sie eben ausbesserten (Mt 4,21); auffällig wäre dann nur der nl. Plural zu dt. *Netz*, der allerdings selten auch in md. Quellen belegbar ist.

²⁴ Verwijs/Verdam s.v. *sinlijcheit*, Bed. 4.

²⁵ DWB s.v. *Sinnlichkeit*; Alfred Götze: Frühneuhochdeutsches Glossar, Berlin ⁴1960, s.v. *sinlikeit*; Christa Baufeld: Kleines frühneuhochdeutsches Wörterbuch, Tübingen 1996, s.v. *sinnlichkeit*.

²⁶ Amand Berteloot, Klankatlas van het tertiende-eeuwse Middelnederlands, Gent 1984, Karte 23, Text S. 55: *kirke* für Kleve. Nl. und westf. gilt *kerke*, sporad. *karke*, rip. *kerch(e)*. Die von Berteloot verzeichnete und von ihm "limburgs-nederrjins" genannte Regionalform ist im 16. Jh. noch lebendig; zahlreiche Beispiele für *klev. kircke* finden sich in der Duisburger Chronik des Johann Wassenberch (vor 1518), hg. von Arend Mihm, [Duisburg] 1981 (zB. S. 13: *Onser lieuer Vrouwen kyrck bynnen Duysborch, Vnser lieuer Vrouwen kyrcke bynnen Duysborch*).

²⁷ Der Bilingualismusforscher François Grosjean hat zwei Typen von Interferenzen unterschieden: *statische Interferenzen* sind bleibende Beeinflussungen der einen Sprache durch die andere (z.B. ein bestimmter "Akzent", vgl. unten Anm. 46), *dynamische Interferenzen* ephemere Einsprengsel aus der andern Sprache (z.B. die besprochenen nl. Wörter im Brief des Canisius). François Grosjean: Le bilinguisme et le biculturalisme: essai de définition, in: TRANEL – Travaux Neuchâtelois de linguistique 19, 1993, S. 13-41, hier S. 21.

²⁸ Konkrete Beispiele dazu: Walter Haas: Zur Rezeption der deutschen Hochsprache in der Schweiz, in: Sprachstandardisierung, hg. von Georges Lüdi, Freiburg/Schweiz 1994, 193-227.

²⁹ Auch in Westfalen, im "deutschen" Kleverland und im Ripuarischen benutzte man Vokalbuchstaben als Längenzeichen,

zog aber <i> als Dehnungszeichen bei *sämtlichen* Vokalen vor, was etwa bei Wassenberch [Anm. 26] zu so "unniederländischen" Schreibungen wie *jair* oder *byslaip* (beide S. 53) führte. In der rip. Version des Lutherschen neuen Testaments von Hiero Fuchs [Anm. 4] lautet Lk 15,17: *Do schloich hei in sich vnd sprach: wieuיל dagelōner hait myn vad' / die broitz die vālde hauen*. Es steht somit ausser Zweifel, dass für Canisius in diesen Dingen die nl. orientierte geldrische Schreibsprache seiner Heimat ausschlaggebend war.

³⁰ Im Brabantischen tritt die Diphthongierung schon im 14. Jahrhundert, im Holländischen erst im Verlauf des 16. Jahrhunderts auf; der Norden war aber damals noch nicht Normzentrum. C. van Bree: *Historische grammatica van het Nederlands*, Dordrecht 1987, S. 120f., 127f.

³¹ Vgl. z.B.: A. Weijnen: *Nederlandse dialectkunde*, Assen ²1966, S. 213f. und Karte im Anhang. Jo Daan, D.P.Blok: *Van randstad tot landrand – Toelichting bij de kaart [X-2 des Atlas van Nederland]: Dialecten en naamkunde*, Amsterdam ²1970, S. 37, Isoglosse 8. Van Hout [Anm. 9], S. 86.

³² Über das Schwanken der Quantität: Van Hout [Anm. 9], S. 86; der Text suggeriert Kürze als Normalaussprache.

³³ Die spontane Palatalisierung wird meist schon ins Altnl. verlegt: Van Bree [Anm. 29], S. 124f. In welchem Masse das Anl. *i*-Umlaut von /u:/ gekannt hat, ist deshalb schwierig zu sagen, vgl. A. van Loey: *Schönfelds historische grammatica van het Nederlands*, Zutphen ⁷1964, §§ 41, 73 (bes. S. 89).

³⁴ Dagegen handelt es sich bei *Friburg* (3,51) um die damals offizielle alem. Form des Stadtnamens, von der sowohl die von Canisius häufig gebrauchte Latinisierung *Friburgum* wie natürlich die Romanisierung *Fribourg* ausgehen.

³⁵ Hermann Paul: *Mittelhochdeutsche Grammatik*, neu bearbeitet von Peter Wiehl und Siegfried Grosse, Tübingen ²⁴1998, §§ 162ff.; Oskar Reichmann, Klaus Peter Wegera: *Frühneuhochdeutsche Grammatik*, Tübingen 1993, § L 32.

³⁶ Ein Beispiel aus der Tauler Ausgabe: *geschreiben* 'geschrieben' [Anm. 15]. In seinen nl. Familienbriefen [Anm. 11] verwendet Canisius <ei> sogar für kurzes /e/, 1543 z.B. *steimme goddes* 'Stimme Gottes', *steircken* 'stärken'.

³⁷ Van Bree [Anm. 29], S. 124.

³⁸ Ich verwende hier die Terminologie nach Henning Bergenholtz, Joachim Mugdan: *Einführung in die Morphologie*, Stuttgart, 1979; ein *Morph* ist nach diesem Vorschlag eine Menge ausdrucksgleicher (aber ggf. inhaltsverschiedener) Minimalzeichen (S. 50); ein Morphem dagegen wäre eine Menge inhaltsgleicher (aber ggf. ausdrucksverschiedener) Minimalzeichen (S. 51). Der Vorschlag von Bergenholtz und Mugdan ist kritisiert worden, vermutlich zu Recht in bezug auf die lexikalischen Morpheme; er kommt aber den Bedürfnissen gerade der vergleichenden Flexionsmorphologie gut entgegen.

³⁹ Typischerweise apokopiert Canisius in solchen Adjektivreihen nicht alle Endungen, was sowohl die freie Verfügbarkeit der Apokope wie ihre Nutzung als rhythmisches Gestaltungsmittel belegen kann.

⁴⁰ [Anm. 34], § M 34.

⁴¹ Frnhd. Grammatik [Anm. 34], § M 34 A.1.

⁴² Rudolf Hotzenköcherle: Gegenwartsprobleme im deutschen Adjektivsystem, in: NeuphilMitt. 69, 1968, S. 1-28, hier S. 3.

⁴³ Das Neunl. hat durch den Zusammenbruch der Kasusflexion das System nochmals radikal umgestaltet.

⁴⁴ Johannes Franck: Mittelniederländische Grammatik, Leipzig ²1910, § 199.

⁴⁵ *etwas bitters vnd /schwerlichers* (3,36f.) könnte über die Assimilationsregel durch den Ausgang von *etwas* veranlasst worden sein.

⁴⁶ Weijnen [Anm. 30], S. 253ff. und Karte im Anhang.

⁴⁷ Andere unvollkommen beherrschte Bereiche wären sicher in der Phonologie ausfindig zu machen; die Lautung zeigt ja besonders oft "[des] interférences statiques, qui reflètent des traces permanentes d'une langue dans une autre" (Grosjean [Anm. 27], S. 21). Bei Canisius verraten sich durch die Schrift hindurch Probleme mit den Phonemen /v/ und /f/, die ja im Nl. und im Dt. unterschiedliche Distribution und signifikant verschiedene phonetische Realisationen aufweisen: *weld* 'Feld' (1,37), *wolck* 'Volk' (3,24), *vûnderbarlich* (1,26); andere orthographische Abweichungen könnten mit der phonetischen Ähnlichkeit von [ʃ] und [ç] im Rheinischen zu tun haben: *Schwenkfeldiche* (2,18), *mench* 'Mensch' (2,24).

⁴⁸ Vgl. zum Konzept des Sprachwertsystems Mattheier [Anm. 7], zu den Maximen Haas [Anm. 28], 204ff.

⁴⁹ Genaue phonolog. Analyse bei Jan Goossens: Historische Phonologie des Niederländischen, Tübingen 1974, S. 67, 76

⁵⁰ Franck [Anm. 44], § 87.

⁵¹ Agathe Lasch: Mittelniederdeutsche Grammatik, Tübingen ²1974, § 340; Mhd. Grammatik [Anm. 34], § 165.3; Frnhd. Grammatik [Anm. 34], § L 56.

⁵² [Anm. 11].

⁵³ Frnhd. Grammatik [Anm. 34], § L 56.3.

⁵⁴ Beispiele aus Krapfs Druck der "Korrekturbibel" von Johann Eck, Lk 15,11-32.

⁵⁵ Schönfelds Historische grammatica [Anm. 32], §§ 38ff.

⁵⁶ Vgl. die Diminutiv-Isoglosse 9 bei Jo van Dan [Anm. 30] und S. 37; zum heutigen Dialekt, in dem Umlautformen "uitermate zeldzaam" sind, van Hout [Anm. 9], S.220ff., hier 222.

⁵⁷ Solche Widersprüche betrafen u.a. die unterschiedliche Durchführung des Umlauts in den Landschaftssprachen, die häufigen Entrundungen in den Sprechsprachen, die unterschiedliche Konsequenz der Umlautbezeichnung oder die

unterschiedliche Interpretation der Umlautgraphien <ü> und <û> oder <e> und <â>.

⁵⁸ Das seltene Graphem <û> kann nicht als Umlautbezeichnung interpretiert werden. Es steht zwar hie und da für /ü/: *fûnff* (2,57), aber häufiger für /u/: *pûr* (1,49), *figûr* (2,1) oder für <un>: *aussfurûg* (3,8).

⁵⁹ Schon weil in seiner kleverländischen Muttersprache altes /ü:/, geschrieben <ui>, nicht diphthongiert wurde, verfiel Canisius nicht auf die Idee, das Graphem <ui> für hd. /eu/ einzusetzen; aber auch wenn er nl. <ui> bereits als Ausdruck für den Diphthong /öi/ gekannt hätte, hätte ihn der praktisch auf eine umgekehrte Schreibung hinauslaufende graphische Unterschied zwischen der nl. Graphie <ui> und der dt. Graphie <eu> für den "gleichen" Laut von einer Übertragung abhalten müssen. <ui> für /u:/ war dagegen im Rip. traditionell und bewahrte das Leitgraphem <u> an erster Stelle.

⁶⁰ Mattheier [Anm. 7], S. 269.

⁶¹ Vgl. Ferner: Werner Kunzenmann: Die Reisen des Petrus Canisius, in: Petrus Canisius – Er bewegte den Erdteil, hg. von der Diözese Innsbruck, Innsbruck o.J. [1997?] mit Karte. Eine Karte der Reisewege auch in Oswald und Rummel [Anm. 8], S. 33.

⁶² Umgekehrt gibt es starke Indizien dafür, dass Canisius sich bemüht hat, die Druckersprache im schweizerischen Freiburg auf den gemeindeutschen Gebrauch hin zu beeinflussen. Vgl. dazu Gut und Haas [Anm. 17].

⁶³ Als vielbeschäftigter Prediger musste ihm freilich auch die gesprochene Sprache am Herzen liegen, und es gibt in der Tat Zeugnisse dafür, dass er die Jesuitenschüler dazu anhielt, sich durch fleissiges Üben des mündlichen deutschen Ausdrucks auf ihr Predigeramt vorzubereiten (vgl. dazu Josef Weijden: Die Bemühungen des hl. Petrus Canisius um den deutschen Sprachgebrauch, in: Neophilologus 28, 1943, S. 281-288, hier bes. S. 286f.; ferner Philipp Überbach SJ: Petrus Canisius als Hofprediger, in: Oswald und Rummel [Anm. 8], S. 202-220). Wenn aber Canisius von den Predigern verlangt, dass sie "gut Deutsch sprechen" (Weijden S. 287), so bemass ein Sprecher wie Canisius dieses qualitätvolle Deutsch zweifellos an der Sprache der gedruckten Bücher.

Die deutschen Druckersprachen des 16. Jahrhunderts nach Sebastian Helber (Syllabierbüchlein, Freiburg i.Ü. 1593)

[Jetzt komen wir zu den 6. Diphthongen die am Haupttitul dises Büchleins gemeldt. Viererlei Teütsche Sprachen weiß ich / in denen man Bücher drucke/ die Cölnische oder Göllichische/die Sächsische / die Flämmisch od Brabantische/ vnd die Ober oder Hoch Teütsche. Unsere Gemeine Hoch Teütsche wirdt auf drei weisen gedruckt : eine möchten wir nennen die Mitter Teütsche/ die andere die Donawische/ die dritte Höchst Rheinische : (Dan das Wort Oberland nicht meer breüchig ist.) Die Drucker so der Mittern Teütschen aussprach als vil die Diphthongen ai/ei/au/ze. belangt/haltē/ verstee ich die vñ Meinz/ Speier/ Franckfurt/Würzburg/Heidelberga/Nörnberga/

Straßburg / Leipzig / Erdfurt / vnd andere / denen auch die von Cölen volgen/ wan sie das Ober Teütsch verfertigen. Donawische verstee ich alle in den Alt Baierischen vnd Schwebischen Landē/ den Rhein vnberürt. (Alt Baierische seind die/so vorzeiten all vnder eim Fürsten waren/nemlich jeziges Hertzogthumb Beyerren/ Ost oder Oesterreich nid vnd ob der Ems/ Kärnten/ Steier/ Tirol/ Krain/ Salzburgerland/ samt der Ambergischē oder Obern Pfalz mit iren anstößen/ze.) Höchst Rheinische lestlich / die so vorzeiten jaren gehalten haben im Drucken die Sprach der Eidgenossen oder Schweizer/der Walliser / vnd etlicher beigesessener im Stifft Costanz/ Chur/vñ Basel.]

